Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 6 (1926-1927)

Heft: 4

Artikel: Unitarismus oder Föderalismus?

Autor: Kredel, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-156110

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unitarismus oder Föderalismus?

Bon Otto Rredel, München.

er Aufenthalt des bayerischen Ministerpräsidenten in Berlin und der Gegenbeiuch des Panelors in Barlin Gegenbesuch des Kanglers in Begleitung des Reichsfinang= und des Innenministers in München, sowie die Denkschrift der banerischen Regie= rung über die Gefährdung der Eigenstaatlichkeit der Länder haben in ber bagerischen Presse den Ruf nach föderalistischem Reichsausbau von neuem belebt. Bejonders betont man die fulturellen Aufgaben der Länder. Man spricht mehr als je davon, daß man die banerische Landes= hauptstadt zu einem kulturellen und geistigen Zentrum ganz Deutschlands machen wolle. In dieser Entwicklung fühlt man sich aber durch die begrenzte Finanzhoheit der Länder beengt. Berlin als Reichshaupt= stadt zieht langsam, aber sicher durch seine unvergleichlich größere Rapi= talkraft die Großen des deutschen Geisteslebens in den Bann seines weiteren Wirkungsfreises. Diese Entwicklung der Dinge war voraus= zusehen. Und darum sette in Bapern, wie übrigens auch in allen anderen Ländern, nach der Berabschiedung der Beimarer Berfassung der Rampf für die Eigenstaatlichkeit der Glieder des Reiches mit besonderer Heftigkeit ein, die in den Tagen der größten Migwirtschaft bas Reich vor die Gefahr des Auseinanderfallens stellte. Der Grund lag barin, daß man in Beimar, tropbem die Berwirklichung bes unitarischen Reiches schon damals am Widerstande der Länderregierungen gescheitert war, dem neuen Grundgesete Deutschlands eine Fassung gegeben hatte, welche die Tendenz einer allmählichen Fortentwicklung zum Einheits= reiche unverkennbar in sich trug. Diese Möglichkeit schien bann Wirklichfeit werden zu muffen, wenn die Parteien, die den Ginheitsgedanken mit aller Schärfe vertraten, zur parlamentarischen Alleinherrschaft gelangt sein würden. Bisher führte der Kampf nur von Kompromiß zu Kompromiß, ohne daß man zu einer längere Zeit hindurch haltbaren Regelung in der einen oder der anderen Richtung gelangen konnte. Auf der einen Seite fürchtete man für die Entwicklungsfreiheit der Glieder bes Reiches; auf der anderen aber glaubte man, in der Zusammenziehung aller Kräfte an einer Zentrale als Ganzes zu gewinnen, und scheute sich, in der Eigenbeweglichkeit der Glieder die Zersplitterung der Reichs= macht zu fördern. Auf beiden Seiten wurde der Gegensatz Mittel im parteipolitischen Rampf.

Soweit sich der Widerstreit der Meinungen in der Öffentlichkeit abspielte, ließ man es häufig, vielleicht mitunter auch nur aus agitatozischen Gründen, an einer klaren Unterscheidung zweier Gruppen von Gegensähen sehlen: Man pflegte nämlich zu übersehen, daß Unitarismus und Zentralismus auf der einen und söderalismus und Partikularismus auf der anderen Seite nicht gleichbedeutende und auch in der Praxis wohl voneinander zu scheidende Begriffe sind. Das heißt, man sprach auch dort von Unitarismus, wo man den Zentralismus, oder von Födezralismus, wo man den Partikularismus meinte. Man warf dem uniz

tarischen Preußen den verderblichsten Zentralismus vor und bemängelte am baherischen Föderalismus die partikularistische Gesahr. Nun sind zweisellos auf beiden Seiten, in dem unitarisch gesinnten Preußen so-wohl wie in dem, dem Reiche gegenüber söderativ eingestellten Bahern Fehler gemacht worden. Und es wird immer Gruppen geben, die mit einer einmal gefundenen Form des Zusammenlebens nicht zufrieden sind, und die dazu neigen, ihre Forderung ins Extrem zu übersteigern. Es erscheint aber möglich, einer gedeihlichen Lösung näher zu kommen, wenn man die Behandlung der materiellen und der ideellen Interessen vonseinander trennt und auf die ersteren unitarische, auf die zweiten aber söderalistische Grundsäße zur Anwendung bringt.

Was den Streit der Unsichten in so gefährlichem Maße verschärft, ist die Tatsache, daß die Befürworter des unitarischen Gedankens nur die wirtschaftliche Seite des Problems, die Vertreter des föderalistischen Pringips aber wesentlich nur seine fulturelle Seite sehen. Jeder glaubt, die andere vernachlässigen zu dürfen, da sie ja doch nur eine Folge ober eine mehr oder weniger wichtige Außerung der ersteren sei und sich daher mit dieser gang organisch fortentwickeln und umgestalten muffe. Die von der wirtschaftlichen Seite stehen hierbei — bewußt oder unbewußt unter dem Einflusse der parteisozialistischen Dottrin, daß nämlich die ökonomischen Bedingungen, unter benen ein Bolt stehe, auch seine anderen, fulturellen Lebensäußerungen maßgebend beeinfluffen, daß alfo - um mit Mary zu reden — die Ideen nur der überbau der Wirtschaft seien. Für die von der kulturellen Seite aber ist umgekehrt die Wirtschaft nur eine der verschiedenen Lebensäußerungen eines Bolfes, deren Gestaltung und Handhabung sich schicksalsmäßig aus der völkischen Individualität ber Stämme ergibt. Je starrer nun beibe Seiten ihre Unsicht vertreten, umso mehr muß die erste vom Unitarismus in allgemeinen Zentralismus, die zweite dagegen vom Föderalismus in den reichszerstörenden Partifularismus verfallen.

Daß diese Entwicklung der Ansichten so ist, ist nicht verwunderlich. Steht man doch im Norden des Reiches, wo der unitarische Gedanke am stärksten ist, unter dem beherrschenden Eindruck des großen Wirtschaftsslebens und der sich gewaltig zusammenballenden Menschenmassen, denen das Steinbild wachsender Riesenstädte einen mehr und mehr unisormen Gesichtszug verleiht. Man ist dort räumlich und geistig dem Weltmeer und dem Weltmarkte zugewandt und hat die Stärke eines geeinten Staates als politische und wirtschaftliche Macht besser zu werten gelernt. Der Süden lebt beschaulicher, er zehrt von einer älteren Kultur, auf die er stolz ist; sein Blick ist mehr dem räumlich nahen Gebiete des Festslandes zugewandt; man steht nicht im Getriebe einer allmächtig erscheinenden Wirtschaft, nicht so sehr unter dem Eindruck der siegenden Technik, die in ihren Formen keine völkischen Sonderheiten zu kennen scheint. Man ist dort mehr Großstadts, hier mehr Landmensch. Das besdeutet viel. Und so weiß man ost in beiden Lagern nicht die Grenzen zu halten.

Die Wirtschaft drängt zur Zentralisation, durch die sie als Einheit

an Rraft gewinnt, in Großbanken, Induftriekartellen, in Birtichafts= organisationen aller Art, beren Sit die Metropole des Reiches ift. hier ballen sich die Zentralstellen organisierter Menschen und Kapitalien, die unter der Herrschaft des wirtschaftlichen Zweckes stehen, zu Mächten zusammen, die in dieser Ginheit erft in der Welt draugen wirksam werden fönnen. Die Wirtschaft braucht große Räume. Wenn Disraeli sagt, daß die großen Staaten immer größer, die fleinen aber immer fleiner werden mußten, so gilt das in erster Linie von den Staaten als einheitlichen Wirtschaftsgebieten. Es hat Bedenken erregt, daß das Reich und die Länder von sich aus wirtschaftliche Zentralförper, z. B. Zentralbankinstitute für bestimmte Erwerbszweige, geschaffen haben, die bei un= beeinflußter Entwicklung vielleicht nicht entstanden maren; aber diese Bedenken haben sich nicht so sehr dagegen zu richten, daß diese Institute zentral sind, als dagegen, daß sie einen Eingriff in die ungehinderte Entwicklung ötonomischer Kräfte darstellen. Denn Zentralisation der Wirtschaft ist Mittel, um zur Geltung zu gelangen.

Ob nun die Wirtschaft oder das, was man die kulturellen Regungen eines Volkes nennt, das Primare ift, durch welches das andere bestimmt wird — in der Praris wird man beide Seiten des Lebens der Bölfer getrennt behandeln muffen: die Birtschaft nach unitarischen, selbst zentralistischen Gesichtspunkten, das Kulturelle mit dem Takte föderativen Denkens — bezentralisierend. Daß früher einmal aus migverstandener Liebe zur Eigenstaatlichkeit die Eisenbahnen der Länder sich in ihrer Tarifpolitik bekämpften, daß man in einem der Bundesstaaten, um etwas Besonderes zu sein, einen eigenen Inp von Güterwagen baute, und daß man an tausend anderen wirtschaftlichen "Eigen"=Arten festhielt, zeugt nicht bavon, daß man es schon gelernt hatte, zum Besten aller das wirtschaftlich Zweckmäßigste zu tun. Wenn aber in irgend einer harmlosen Absonderlichkeit etwa ein Symbol der Stammeseigenart verehrt wird, jo kann man hier getroft abwarten, bis man die Augerlichkeiten abgelegt und fich auf den tieferen Sinn seiner Eigenart und auf deren eigentlichen Wert für das Ganze besonnen hat. Ein uniformierendes Eingreifen der Zentrale ift in solchem Falle umso weniger angebracht, als der Berbitterung, die es zur Folge hat, kein praktischer Nuten gegenübersteht.

Es hat sich von jeher gestraft, wenn man dort, wo reine Kulturbelange in Frage stehen, das Schema der Zentrale aufdrängen will und wenn man es an dem seinfühlenden Takte sehlen läßt, den die Behandslung solcher Fragen verlangt. Diesen Takt zu besitzen, das ist aber — wie die Verhältnisse heute liegen — nicht so sehr eine Forderung an das Reich, das den Einzelländern im wesentlichen nur die zur Pflege kulturellen Lebens ersorderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen hat, sondern noch viel mehr eine Forderung an die Länder selbst, denen diese praktische Pflege zufällt, und die — wie Preußen und Bahern vor allem — verschiedenartige Stämme in ihren Gebieten vereinen, denen allen die Auswirkung ihrer Eigenart erhalten werden soll. Nicht nur das Reich muß daher die kulturelle Verwaltung dezentralisieren, sondern

auch die Länder. Es hat sich nun gezeigt, daß es die Länderzentralen mitunter nicht weniger an dem erforderlichen Tatte haben fehlen laffen, als das Reich. Ob nun dieses selbst oder seine Glieder zentralistisch sind, das kommt — wenigstens bei den größeren Einzelländern — wesentlich auf dasselbe hinaus. Man hat ja in den Hauptstädten der Länder nur gar zu häufig die Staaten gemeint, wenn man von den Stämmen sprach, beren Eigenart man zu wahren vorgab, indem man das Reich zentralistischer Tendenzen anklagte. Wenn aber keine Sicherheit besteht, daß die Länder die ihnen vom Reich zur Verfügung gestellten Mittel gleich= mäßig zum Besten ihrer Stämme verwenden, wenn man vielmehr befürchten muß, daß diese Mittel auch zur Stärfung ber Länder gegenüber bem Reiche Berwendung finden, dann wird man vielleicht sicherer geben, wenn man die Länder beseitigt und das Reich als Einheitsstaat bezentralifiert. Denn dadurch hat noch kein Staat an Macht gewonnen, daß er in seinen Grenzen eigenfinnige Teilstaaten großzog. (Breugen-Deutschland vor der Revolution ist kein Gegenbeispiel hierzu.) Es kommt ja nicht auf die Länder als politische Teilgebilde, sondern auf die Stämme an.

Man kann es wohl dadurch, daß man alle Teile enger und enger zum wirtschaftlichen Leben der Gesamtnation heranzieht, erreichen, daß das ökonomische Denken die Empfindsamkeit der Stammeseigenart mehr in den hintergrund drängt; gang verschütten fann man fie nicht, ohne daß man zur kulturellen Berarmung aller führt. Man wird vielleicht einwenden, daß die kulturelle Dezentralisation im Deutschen Reiche, die ein Ergebnis der Kleinstaaterei gewesen ist, nicht eine Metropole des geistigen Lebens für uns hat schaffen konnen, wie es Baris für Frankreich ift. Aber birgt nicht diefer Sat: Paris ift Frankreich, neben ber strahlenden Sorbonne eine Fülle von Armlichkeit für die Broving? Können nicht auch dort das deutsche Elfaß, der vlämische Nordosten und ber italienisch werdende Suben in Bufunft wieder gur Dezentralisierung zwingen und so die verschütteten Beimatquellen der Bretagne und der Gironde zu neuem Leben miterweden? Und ift auf der anderen Seite nicht die geistige Leiftung ber beutschen Gesamtnation von Königsberg bis Strafburg und von Samburg bis Wien unvergleichlich reicher und mannigfaltiger, wurzelhafter und darum gefünder, als fie es fein konnte, wenn nur eine Stadt den Ruhm der Leistung für sich in Anspruch nehmen könnte: Berlin oder, wie man es anstrebt: Munchen? Gewiß wird man die Wirtschaft auch wissenschaftlich bort am besten versteben, wo man täglich ihr Wirken in seinen drängendsten Gestaltungen bor sich fieht, an den Universitäten der großen Städte. Aber alles bas, mas näher dem Volkstume als solchem liegt, als die von Formen überwucherte Wirtschaft, wird fräftiger dort gedeihen, wo es den Menschen, von deren Blute es zeugt, und der Landschaft, deren Geist es atmet, noch näher steht, als in dem Steinbild einer Riesenstadt. Es hatte keinen Sinn für uns, wenn wir sagen mußten: Das Reich ist da, damit Berlin besteht, wie die Welt einst da war, damit der Glanz Roms umso herrlicher strahlte, und wie Frankreich nur für Paris zu leben scheint. Der

Glanz ist wohl groß. Der Wettstreit der Teilesaber erlahmt; und so stirbt das kulturelle Leben von innen heraus. Rom und Paris: Das ist wirtschaftliche Macht — aber innere Berarmung. Das erstere wollen wir; das zweite lehnen wir ab. Was entbehrlich ift, wird sich überleben. Was sich aber nicht überlebt, das ist der Beist, der zwar mitunter zu= fällige Außerlichkeiten für den Ausdruck seiner Eigenart halten mag, im Ganzen aber doch gefund und fräftig lebt und wirkt, der den ge= fünstelten Eigenfinn überwinden und die Stammesenergie an seine Stelle setzen wird. In der Bielgestaltigkeit der kulturellen Art liegt der Reichtum unserer Nation. Wer dieses Bielgestaltige zu pflegen und seine Zu= sammenfassung in dem Beistesleben der Besamtnation zu fördern weiß, hat die belebende Wirkung deutschen Kulturwillens erhöht. Durch Uniformierung werden wir an äußerer Geschlossenheit gewinnen, aber an Inhalt zweifellos verlieren. In allen Bestrebungen kultureller Art ent= scheidet letten Endes immer nur die Leistung an sich, und ist die repräsentative Geste etwas, was andere wohl gewinnen, aber nicht be= reichern fann. Dagegen liegt in der partifularen Bersplitterung unserer Wirtschaft eine Schwächung unserer materiellen Macht; wer hier zu einheitlichen, großen Formen zentralisierter Wirtschaftsfräfte zu führen vermag, hat die Gesamtnation auf dieser Seite ihres Lebens gestärkt.

Es ist kein Wunder, daß die Lebensnot des deutschen Volkes zu einem übergewicht wirtschaftlicher Gedanken geführt hat, und daß die Interessenten dieser Ansicht gläubige Massen gefunden haben. Aber es hat sich auch immer gezeigt, daß dann, wenn die Not uns zu erdrücken schien, der Stammesgeist am stärksten rege war — der Geist, der wohl das Eigene gewahrt, aber darüber hinaus des größeren Deutschlands nicht vergessen hat.

Briefe von Jatob Gtampfli.

Beröffentlicht von Theodor Beiß, Lausanne.

(2. Folge.)

B 13.

Sonntag, Mittags.1)

Mein liebes Rind!

Damit ich bei meiner Heimkunft mit Erzählen nicht zu viel Zeit verlieren muß, will ich Dir schreiben, was ich bis jest erlebt.

Der Ort, wo ich diese Zeilen schreibe, ist Colico, oben am Comersee; er ist keine Stadt, nicht einmal ein schönes Dorf; doch hat man

¹⁾ Dieser Brief ist z. T. wiedergegeben von Alb. Gobat in dessen Stämpflis Biographie in "Les Fils de leurs oeuvres", mit Bild über die Hotelszene in Chur (S. 216).